

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

48] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen  
von Alfred Reuter,  
(Schluß.)

Ermattet und erschöpft gingen einige an zu wanken, fielen auf die Knie, erhoben sich wieder, schöpften dann, auf die an die Mauer gelehnten Kreuze gestützt, einen Augenblick Atem und bildeten so eine Kette von lebenden Kreuzigten.

Manchmal besteten sich ihre Blicke auf Elias, wie erstaunt darüber, an diesem Trauertage und auf dieser Straße des Todeskampfes einen Menschen anzutreffen, der kein Kreuz trug.

In diesem traurigen Aufzuge gab es so viele gebrechliche Greise und schmerzgebeugte alte Weiblein, so viele, denen man das Weh über getäuschte Hoffnungen ansah, so viele, durch deren sanfte Güte bitteres Herzeleid schimmerte, so viele, deren Erhabenheit den inneren Jammer nur schlecht verbarg, daß Elias sein eigenes Unglück vergaß, und sein Herz über fremdes in Mitleid erbehte.

Plötzlich brach dicht vor seinen Augen eine Frau zusammen. Er fing sie in den Armen auf, setzte sie auf einen Stein am Rande der Straße, wuschte ihr mit seinem Damascener Schleier den Schweiß vom Gesicht und setzte dann seinen Weg weiter fort.

Die Straße verödete wieder. Die Büsserprozession war zum Golgathahügel emporgestiegen.

Eine unüberwindliche Müdigkeit überfiel ihn.

Nie war ihm ein Weg so lang vorgekommen.

Einen Augenblick setzte er sich auf eine wacklige Treppe. Den Kopf an die Wand lehrend, sah er wirr und kraus Erinnerungen aus der Jugend an seinem geistigen Auge vorbeiziehen: Das kleine Haus, seine Mutter, seinen Onkel, das Waisenhause, die alte Bibel und die Reliquien aus Jerusalem, und in seinen Ohren hörte er wieder die rätselhaften, bezaubernden Worte:

„O Jungfrau, Tochter Zions, glücklich der Sterbliche, der im Schatten Deiner Mauern ruht.“

„Ja,“ wiederholte er laut, „glücklich der Sterbliche, der da ruhet!“

Er erhob sich.

Aber nun schien es ihm, als ob sein Kopf unter Dornen blute und ein Büsserkreuz seine Schultern drückte.

Seine Augen zum „Ecce-Homo-Bogen“ emporrichtend, sagte er:

„Ach, Cäcilie, Cäcilie! Mit Deinen sonnenbeschiedenen Fingern hast Du die Krone gewunden, die jetzt meine Stirn zerfächelt und ich selbst habe mir, als ich neben Dir in der Passionsblumenlaube saß, mein Kreuz gezimmert.“

So war er allmählich an dem Stefanstore angelangt, wo die vom Pilgerzuge angelockten, „außerhalb des Lebens Stehenden“ wie ein Häuflein Unglück hockten.

Von der Last des eigenen Leides niedergedrückt, vermied Elias, sie anzusehen, und schritt ungerührt zwischen ihnen hindurch. Plötzlich aber fühlte er, daß sein Mantel festgehalten wurde und wandte sich um.

Es war die Ausfällige, die den Saum seines Mantels gefaßt hatte und an ihre wunden Lippen drückte.

An dieser Bewegung erkannte er sie wieder, denn seit kurzer Zeit hatte die Krankheit sie so furchtbar entstellt, daß sogar ihre Augen sich in eine glasige Masse verwandelt hatten, in der man nur noch ganz unendlich einen lebten Schimmer verzweiflungsvoller Bärtlichkeit zu erkennen vermochte.

Er blieb stehen und betrachtete lange mit einem unjählich wehen, sanften Gefühl die Gäßlichkeit dieses Antlitzes.

„Sie allein hat mich wirklich geliebt.“

Und er suchte etwas, das er ihr zum letzten Andenken geben könnte.

Doch seine Taschen waren leer, und schon entfernte er sich betrübt, als er plötzlich seinen Trauring glänzen sah. Eilig zog er ihn von seinem abgemagerten Finger, ging denselben Weg zurück und warf der Ausfälligen den Ring in die kleine Bettelschale,

„Das sind meine wahren Bräute; ich vermähle mich mit der Lepra und dem Tode.“

Im vollen Laufe floh er der Kidronbrücke zu, um auf der anderen Seite den Abhang des Delberges empor zu klimmen.

Im Gethsemane der Franziskaner sangen die Pilger das „Lamento“, während sich bläuliche Weihrauchwölkchen emporfräuselten. Doch Elias beschleunigte seinen Schritt und stieg noch höher hinauf zu einem anderen Gethsemane, dem der Armen, das nur von Delbäumen eingeschlossen, ohne Kapelle, ohne Weihrauchfassel war.

Er setzte sich unter einen der vielhundertjährigen Bäume, wo einst „des Menschen Sohn“ in seiner Todesangst gerungen haben soll.

Ihm gegenüber dehnten sich am Bergeshang die Friedhöfe wie weiße Leichentücher aus, und die harte eckige Linie der Zinnen über ihnen glich einem auf diese gigantischen Leichentücher gesetzten Knochen-Diadem.

Einige Pilger schleppten sich in übermäßiger Frömmigkeit noch immer am Fuße der Stadt mühsam dahin, und man hörte den „Letzten Propheten“ schreien:

„Wehe Dir, Du Geschlecht von Hoffärtigen und Verträgern! Jerusalem ist wie Moloach; es nährt sich von Tränen und Verzweiflung.“

„Ja,“ wiederholte Elias, „es ist wie Moloach!“

Und er wandte seine Blicke von der Stadt ab.

Unten schmückten sich die Hänge des Scopus und die von Siloa mit dem bunten Schmelz des jüdischen Frühlings. Frauen kehrten mit der Amphore auf dem Kopfe und wehenden Ärmeln von einer Quelle heim.

Auf dem nach Bethanien führenden Wege kam eine mit Palmen zum Osterfeste beladene Kamelkarawane herbei; es sah aus, als ob die langen biegsamen Zweige, die sich bei jedem Schritte langsam hoben und senkten, mit ihren sanften, friedlichen Bewegungen den Segen erteilten.

Weiter ging der Tag zur Rüste. Ein lauer Hauch strich durch die Wipfel der Delbäume. Vielleicht waren es dieselben, die einst bei dem erhabenen Schwächeanfall Christi gezittert hatten.

Rings um Elias sproßten kleine Blumen mit roten und gelben Blüten — Bluts- und Schweißtropfen — die der Sage nach aus diesen Anzeichen Seiner Todesangst gekieimt sein sollen.

Und die Schönheit jenes Todeskampfes erfüllte ihn mit Neid, als er dachte:

„Er wußte, daß Er in die Glorie Seines Vaters eingehen werde und daß die, welche er verließ, nicht von Seinem Fleisch und Blut waren. Doch ich, ich weiß nicht, wohin ich gehe, und ich hinterlasse ein angebetetes, schwächliches Kind, das dann ganz allein in der Welt dastehen wird.“

Das Gesicht in den Schleier vergrabend, weinte er bittere Tränen.

Von neuem erzitterten bei einem Windstoße die friedenspendenden Zweige der vielhundertjährigen Bäume und streuten kleine Silberblättchen auf den weißen Mantel und das Damascener Schweißtuch.

Von der um ihn herrschenden Ruhe gestärkt, erhob Elias sich.

Ihm eilte es, ein Ende zu machen; rasch schritt er den mit Kaktus umsäumten Fußpfad hinan, der zu dem mohammedanischen Dörfchen und dem dort erbauten Minarett führte.

Von hier aus hatte er einst Jerusalem zum ersten Male geschaut.

Sinter der Stadt versank die Sonne, und nun flammten ihre Umrisse im Abendrot auf, wie sie einst im Morgenlicht strahlend hervorgetreten waren.

Ihre Zinnen, Brüstungen, Türme, Dome, Kuppeln, Spitzen, Kreuze, Halbmonde und Triangeln glitzerten in goldigem Schein, gingen dann in dunkles Rarunkelrot über, wurden bläulich wie Amethyste und „strahlend und geschmückt wie in ihren Jugendtagen“ lächelte die Stadt, wie eine königliche Braut, die ihren Gatten erwartet.

Elias sah sich, wie er vor fünfzehn Jahren gewesen war, von Dünkel erfüllt, im Glauben stark, mit herrischer Gebärde

Das Josaphattal in Besitz nehmend und durch seine feurige Begeisterung die Stadt selbst an sich reißend . . .

Unten im Dörfchen graste eine Ziege auf einem Dache . . . Rosmarin und Jasp sproßten in den Mauerlücken . . . irgendwo lockten sich Turteltauben.

Die Natur um ihn war unverändert geblieben.

„Der Mensch allein verändert sich, entartet und vergeht . . . Warum legen wir also der menschlichen Kreatur und dem unfehlbaren Geschied des Todes so großes Gewicht bei? Ob man bis zum Ende ausharrt oder sich schon früher entfernt, ändert nichts an der Harmonie der Welten. Warum sollte ich mich noch länger quälen?“

Und fest entschlossen umschritt er wie einst die Brüstung. Die Luft war wunderbar klar und durchsichtig.

Zur Linken wärmten sich die wie mit gelben gestreiften Burnissen bekleideten, im Halbkreise hochenden Kuppen von Ephraim an den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Zur Rechten glitzerten noch die dunklen, vulkanischen Ketten von Saba vor Hitze; hinter Galaads Balsambäumen ruhte der Geruch; wie ein Zinnschild lag das Meer von Sodom im Sande vergraben; im zarten Abendrot gingen Noahs blaue Berge auf und etwas näher rechte der silberweiße Gipfel des Nebo sein grämliches, verdrießliches Greisenprofil zum Himmel empor.

„Ach,“ seufzte Elias, „wie Moses durfte ich das Land Kanaan sehen, aber wie er, so bin auch ich nicht hineingelangt.“

Dann stand er wieder der Stadt gegenüber.

Sie war erloschen. Schatten wogten über den abschüssigen Friedhöfen, über Kafeldama, dem mit Judas Silberlingen angekauften Blutader, und über dem Berge des Aergernisses, wo Salomon, Jehovas uneingedenk, den Götzen seiner fremden Weiber geopfert hatte.

Ueber dem Todestal breitete sich ein dicker Nebel aus. Von Jerusalems Brüstungen erscholl der Ruf des „Letzten Propheten“:

„Bereuet! Bereuet!“

Da schwang Elias sich über das Geländer und stürzte sich in die Tiefe.

10

Als die Ausfägige sich von ihrer Verblüffung beim Anblick des in ihrer Bettlerschale liegenden, goldenen Ringes erholt hatte, sagte sie sich:

„Ohne Zweifel will der Rabbi, daß ich ihm folge.“

Nachdem sie den Trauring in einen Zipfel ihres Schleiern geknüpft hatte — über ihre Fingerstümpfe konnte sie ihn nicht mehr streifen — stand sie auf und stieg, auf ihren Stod gestützt, die Fußstümpfe mit Lumpen umwickelt, humpelnd und hinkend den Hügel hinab, um die Kidronbrücke zu überschreiten und ihren Meister einzuholen, der hinter dem Gethsemane-Garten verschwunden war.

Als sie aber unten angelangt und gerade im Begriff war, die andere Seite wieder mühsam emporzuklettern, sah sie plötzlich ein paar große, weiße Flügel die Luft durchschneiden und hörte etwas mit dumpfem Laut auf die Leichenteine aufschlagen.

Ohne eigentlich zu wissen, warum, lenkte sie ihre Schritte dorthin, indem sie sich auf die Stelen stützte, an den Dornenranken hielt und auf Knien und Händen weiterschleppte. So gelangte sie endlich in das Tal Josaphat, wo sie in einer unförmigen, blutigen, an einem Grabmal zerstückten Masse den wiedererkannte, den sie in dem hoffenden Herzen einer Ausfägigen noch immer den „Messias“ nannte.

Sie hockte sich hin und wickelte ihn in die Falten ihres Mantels, dann schleppte sie sich unter furchtbaren Qualen bis zum nächsten Quell, aus dem sie mit ihrer Bettlerschale Wasser schöpfte.

Auf der Erde neben Elias sitzend, bettete sie sein Haupt auf ihren Knien, und mit unendlicher Zärtlichkeit und Voracht wusch sie sein Gesicht. Dann fing sie an, ihn mit ihren armen, liderlosen Augen zu betrachten, mit ihrem lippenlosen Munde zu küssen, mit ihren fingerlosen Händen zu lieblosen, mit allen Ramen, die ihre unvergängliche, strahlende Zärtlichkeit ihr eingab, zu schmücken.

Sie war glücklich, unsagbar glücklich, und segnete den Himmel, der dieses Wunder gesügt hatte, daß sie, die Ausfägige, ihren Herrn so in ihren Armen lieblosen durfte, ohne Furcht, seine Schönheit zu zerstören. Denn nun war er sicherlich noch verstümmelter und fast noch unkenntlicher als sie.

„Er hat sich erinnert, daß ich ihn mein ganzes Leben

lang geliebt habe, und mich zu seiner Todesgefährtin erkoren.“

Bald aber sank die Nacht in das Tal, und da sie ihn nun nicht mehr betrachten konnte, schlief sie, ihr Haupt an das seinige gelehnt, ein.

Vom Leichengeruch angelockt, krochen Schakale und Hyänen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Schnaubend und schnüffelnd umkreisten sie dieses seltsame Paar und sungen schließlich an, den Toten an den Beinen zu zerren. Aufschreckend erwachte sie, denn ihr hatte geträumt, man habe ihr den geliebten Herrn geraubt.

Mit Bestürzung bemerkte sie, daß er ihr wirklich vom Schoße gegliitten war.

Die ganze Nacht hindurch verteidigte sie ihn gegen die wilden Tiere. Zuerst warf sie mit Steinen nach ihnen oder jagte sie mit Stockschlägen fort. Als sie später jedoch, kühner werdend, sich trotzdem immer mehr näherten, legte sie sich über ihn, um ihn mit ihrem Leibe zu decken. Da zogen selbst diese unreinen Tiere sich einen Augenblick angeekelt zurück; bald aber setzten sie ihre Angriffe fort und wagten sich nun sogar an sie, die Ausfägige.

Jetzt ergriff sie einen Stein, trommelte damit auf ihre Bettlerschale, sang mit ihrer von der Krankheit vernichteten Stimme ein so gräßliches Lied und tanzte auf ihren Bein- stümpfen einen so schauerlichen Totentanz dazu, daß sich den Bestien das Fell sträubte und diese Gräbergäste entsetzt in ihre Höhle krochen, wo sie bis zum Tagesanbruch heulten.

Als das Morgenrot die Stadt von neuem mit seinem Glanze überstrahlte, zogen an jener Stelle auf ihrem Wege nach Jerusalem Kameltreiber vorbei, die zum christlichen Osterfeste Friedenspalmen vom Jordan herbrachten.

Einer von ihnen stieg aus Neugierde in jenes Tal hinab, und als er an Elias Kleidern sah, daß der Tote ein Mann von vornehmerm Stande war, rief er einen Freund herbei, lud mit dessen Hilfe die Leiche auf ein Kamel und bettete sie dort unter Palmen.

So langten die Kameltreiber am St. Stephanstore an, wo sie, vor Schreck noch ganz bestürzt, der Wache mitteilten, sie hätten dort unten noch eine andere Leiche, die einer Ausfägigen, gefunden, welche mit dieser eng umschlungen gewesen wäre. Sicherlich hatte sie Allahs Hand in demselben Augenblicke getroffen, da sie den Verstorbenen auszuplündern versuchte; denn in einer Hand hätte sie einen goldenen Ring frampfhast festgehalten.

So starb im Alter von vierundvierzig Jahren Elias Jamain.

Als Slamin all dieses erfuhr, schnitt er den von der Decke seines Gewölbes herabhängenden Strick ab und ging aus der Stadt nach Kafeldama, dem Blutader zu; und an dem Baume, der bis auf den heutigen Tag „Zschariotsgalgen“ heißt, erhängte er sich. —

(Nachdruck verboten.)

## Der Sou Philipp Augusts.

Von Paul Desclaux.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Als ich meine unschätzbaren Dienste noch dem Staat widmete und die Stunden von 9 bis 3 Uhr damit verbrachte, sehnlich auf den Bureauausfluß zu warten, speiste ich in einem Restaurant in der Rue Gay-Lussac. Eines Tages trat ein älterer, würdiger Herr, den ich schon etlichmal im Lokal gesehen hatte, an meinen Tisch und hielt mir folgende kleine Rede:

„Mein Herr, Sie sind mir vom ersten Augenblick ungemein sympathisch gewesen. Würden Sie wohl gestatten, daß ich in Ihrer Gesellschaft speise?“

„Aber mit Vergnügen, mein Herr!“ erwiderte ich. „Sehr angenehm!“

Der alte Herr legte eine dickbäuchige Altemappe aus braunem Leder auf den Tisch und stellte mit dem Messer sein Diner zusammen. Dann wandte er sich wieder zu mir und sagte:

„Erlauben Sie zunächst, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Martinier. Ich bin Privatdozent der Archäologie an der Sorbonne.“

Ich verbeugte mich und nannte gleichfalls meinen Namen.

„Sehen Sie, mein Herr“, fuhr der Greis fort, „meine Frau und meine Tochter sind in Trouville, mich aber hält eine doppelte Aufgabe in Paris zurück. Erstens vollende ich gerade eine Arbeit über die Kahlköpfigkeit in den verschiedenen Zeitaltern und zweitens befinde ich mich auf der Suche nach einem Sou aus der Zeit Philipp Augusts, einem Sou, der uns aus den Chroniken jener Epoche wohlbekannt, jedoch nur in einem einzigen Exemplar auf

unsere Zeit gekommen ist. Das, mein Herr, ist der Grund, warum ich momentan im Restaurant speise, und diesem Umstand verdanke ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft."

„Ich drückte seine Hand, die er mir über den Tisch reichte, und der Greis fuhr fort:

„Sie werden es vielleicht nicht glauben, mein junger Freund, daß es drei Arten von Kahlköpfigkeit gibt?"

Und nun verbreitete er sich zwei geschlagene Stunden über dieses Thema.

Von da an speisten wir jeden Tag zusammen. Abgesehen von seinen beiden Schrüllen, der Kahlköpfigkeit und dem Sou Philipp Augusts, war Herr Martinier ein äußerst angenehmer Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich vortrefflich unterhielt.

Eines Sonnabends schlug er mir vor:

„Wollen wir morgen einen kleinen Ausflug nach Trouville machen? Sie sind dort mein Gast, ich stelle Sie meinen Damen vor, und Montag früh kehren wir wieder zu unserer Arbeit zurück. Sagen Sie nicht „nein“, bitte!"

Und ich sagte in der Tat nicht „nein“. Ich war neugierig, die Familie dieses Originals kennen zu lernen.

Am nächsten Morgen fuhren wir nach Trouville. Die Gattin des alten Archäologen war eine prächtige Matrone; seine Tochter Amalie war einfach entzückend, und ich verliebte mich auf der Stelle in sie.

Am nächsten Tage begann unser Restaurantleben wieder. Aber da sich mein ganzes Sein und Denken um Fräulein Amalie drehte, war ich ein schlechter Gesellschafter für meinen Tischgenossen, dem meine Emsigkeit und Zerstreuung bald auffiel.

„Was haben Sie, junger Freund?“ erkundigte er sich. „Sind Sie krank? Vertragen Sie die Meerkluft nicht? . . . Wollen Sie es mir glauben, mein Lieber,“ fügte er hinzu, wieder zu seinem Lieblingssthema übergehend, „daß das Meerwasser ein ausgezeichnetes Vorbeugungsmittel gegen die Kahlköpfigkeit ist?“

Eine Stunde sprach er von der Heilkraft des Meerwassers bei der Kahlköpfigkeit, und als er dieses Thema endlich verließ, begann er vom Sou Philipp Augusts zu dozieren, der sich absolut nicht finden lassen wollte.

Ein zweiter Ausflug nach Trouville brachte mir die Gewißheit, daß ich Fräulein Amalie nicht gleichgültig sei, und auf der Rückfahrt, während der alte Archäologe von Philipp August sprach, überlegte ich die Ausdrücke, in denen ich ihn um die Hand meiner Ausserkorenen bitten wollte.

Er hatte mir seine Sympathie des öfteren so unerbötlich ausgedrückt, daß ich ohne sonderliche Angst am nächsten Tage zwischen Käse und Obst zur Tat schritt.

„Was denken Sie von mir, Herr Martinier?“ fragte ich.

„Nun, mein lieber Freund, ich denke, daß Sie ein prächtiger junger Mann sind.“

„Glauben Sie, daß ich heiraten darf?“

„Aber natürlich! Ich glaube sogar, daß Sie einen ausgezeichneten Ehemann abgeben werden!“

„Besten Dank! Also: ich will mich in der Tat verheiraten und zwar möglichst bald. Ich habe eine reizende junge Dame kennen gelernt. Ich bete sie an, ich habe Grund zu glauben, daß ich ihr nicht gleichgültig bin, und ich stehe im Begriff, ihren Vater um ihre Hand zu bitten.“

„Bravo, junger Mann! Meinen herzlichsten Glückwunsch! — Kellner, eine Flasche Champagner!“

Als der Pfropfen gegen die Decke geknallt war, füllte Herr Martinier die beiden Gläser und trank auf mein Wohl.

„Und jetzt — wer ist es?“ fragte er, seinen Kelch auf den Tisch zurückstellend. „Nenne ich die Dame?“

„Sehr genau sogar!“ antwortete ich lächelnd. „Die Dame heißt Fräulein Amalie Martinier!“

„Wie sagen Sie?“

Mit einem Schläge war das Gesicht des alten Gelehrten tief-ernst geworden.

„Jawohl, Fräulein Amalie!“ wiederholte ich.

„Oh! junger Mann, das tut mir sehr leid, um Ihre Willen sehr leid! Ich schätze Sie überaus hoch, das ist richtig, aber meine Tochter wird nur einen Archäologen heiraten! Daran ist nichts zu ändern, und ich bedaure unendlich, daß Sie sich . . . Welch sonderbarer Einfall von Ihnen! Ich . . . Wissen Sie was! Ich werde Sie meinem Freund Duranfort vorstellen, dem Abteilungschef im Kultusministerium. Sie werden seine Tochter heiraten. Die Dame hat zwar ein künstliches Bein, aber abgesehen davon ist sie entzückend. Sie sind reich, sie hat 300 000 Frank Mitgift, Sie werden sehr glücklich werden. . . Das gefällt Ihnen nicht? Na, wir werden schon etwas anderes finden, aber, bitte, sprechen wir nicht mehr von meiner Tochter. . . Wissen Sie schon, daß man jüngst in Athen ein Manuskript des Anaxagoras über die Kahlköpfigkeit entdeckt hat?“

Und während ich traurig an mein verlorenes Glück dachte, verbreitete er sich ausführlich über dieses Manuskript.

Am Tage nach dieser denkwürdigen Szene schlugte ich eine Familienangelegenheit vor und fuhr nach Trouville. Ich besuchte die Damen Martinier, die gerade ihre Koffer packten, um nach Paris zurückzukehren, und erzählte ihnen mein Mißgeschick. Die Damen suchten mich nach Kräften zu trösten.

„Werden Sie Archäologe!“ riet die Mutter.

„Finden Sie den Sou Philipp Augusts!“ schlug die Tochter vor.

Den Sou Philipp Augusts finden! wiederholte ich mir im Wagon auf der Heimfahrt. Das ist leicht gesagt, aber ich sehe nicht recht, wie ich das beginnen soll?

In Paris angelangt, leiterte ich auf das Verdeck des Omnibus St. Lazare—St. Michel, um nach Hause zu fahren. Der Schaffner kam mit dem Fahrchein. Ich griff in die Tasche und reichte ihm drei Sou.

„Na, hören Sie mal, mein Herr, der hier gilt ja nicht mehr!“

Damit gab er mir — wie möchte er nur in meine Tasche gekommen sein? — einen noch ziemlich gut erhaltenen Sou aus der Zeit des Bürgerkönigs Louis Philippe zurück. Ich gab dem Schaffner einen andern Sou, steckte den ungültigen in die Tasche und dachte seufzend:

Wenn Du noch wenigstens aus der Zeit Philipp Augusts stammtest! Plötzlich blitzte ein Gedanke in meinem Hirn auf. Ich holte den Sou Louis Philippe wieder aus der Tasche, betrachtete ihn von neuem und hätte beinahe wie Archimedes gerufen: „Heureka!“

Gerade langte der Omnibus an der Place St. Michel an. Ich stürzte Hals über Kopf die steile Treppe vom Verdeck herunter und eilte zum nächstbesten Drogerien.

Eine Viertelstunde später in meinem Zimmer lag der alte Sou, den ich an bestimmten Stellen mit einer Wachsschicht überzogen hatte, in einem Bade von konzentrierter Salpetersäure. Als ich ihn herausnahm, sah er ganz dünn, klein und wie angenehm aus. Der Kopf Louis Philipps war fast gar nicht mehr zu erkennen, und von der Inschrift ließen sich nur mit Mühe die Buchstaben Philip . . . Fran . . . entziffern.

Mein Sou glänzte, als sei er aus purem Golde. Ich mußte ihn jetzt „altern“. Zu dem Zwecke steckte ich ihn in einen Blumentopf, dessen Erde ich reichlich mit Dung versetzt hatte. Als mein Sou acht Tage später wieder das Tageslicht erblickte, hatte er die schönste Patina angefangen und machte den Eindruck einer etliche Jahrhunderte alten Münze.

Es handelte sich jetzt nur noch darum, ihn dem alten Archäologen zu präsentieren. Seit der Rückkehr seiner Familie speiste er nicht mehr im Restaurant, und ich traf ihn nur selten. Er war immer noch freundlich und liebenswürdig zu mir, aber er sprach nie von seinen Damen und glitt eilig darüber hinweg, wenn ich mich nach ihrem Befinden erkundigen wollte.

Eines Abends gewahrte ich ihn auf dem Boulevard des Italiens, im Begriffe nach Hause zu gehen. Ich folgte ihm und erreichte ihn, als er gerade seine Wohnung betreten wollte.

„Ich hoffe, Sie wollen nicht wieder von meiner Tochter sprechen?“ fragte der gute Mann, sichtlich verlegen.

Ich verneinte und erklärte ihm, daß ich gekommen sei, um ihm eine Münze zu zeigen, die mein Vater, ebenfalls ein leidenschaftlicher Numismatiker, unlängst bei einem Freunde entdeckt hatte.

Wieder beruhigt, führte Herr Martinier mich in sein Arbeitszimmer. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, den Ueberzieher abzuliegen.

„Nun lassen Sie einmal sehen!“ drängte er.

Ich reichte ihm die Münze. Er setzte seine Brille auf und betrachtete sorgfältig jeden einzelnen Punkt. Dann rief er, feuerrot vor Freude:

„Mein Philipp August! Er ist's!“

„Nicht möglich?“

„Er ist's, sage ich Ihnen, junger Mann! Betrachten Sie dieses kaum erkennbare Bild! Es sind die Züge Philipp Augusts. Betrachten Sie diese halbverwischten Schriftzüge Philip . . . und Fran . . .! Das bedeutet Philippus und Franforum. . . Es ist der langgesuchte Sou Philipp Augusts! . . . Wieviel wollen Sie dafür?“

„Verzeihung, Herr Martinier, er gehört nicht mir, und ich . . .“

„Junger Mann, ich zahle dafür, was Sie wollen! Denken Sie nur: ein einziges Exemplar!“

„Es tut mir leid, aber mein Vater . . .“

„Ich werde ihm schreiben!“ unterbrach mich der Greis, ganz aufgeregt.

„Das wird Ihnen wenig helfen. Die Münze ist nicht zu verkaufen.“

Ich steckte den Sou wieder in die Tasche und machte Miene, mich zu entfernen. An der Tür drehte ich mich noch einmal um.

Herr Martinier, ich wählte wohl ein Mittel, die Sache zu arrangieren. Bewilligen Sie mir die Hand von Fräulein Amalie, und ich mache mich anheischig, Ihnen dieses seltene Stück zu verschaffen.“

„Aber junger Mann . . .“

„Sagen Sie selbst: indem ich diese Münze, diese überaus große Lücke in Ihrer Sammlung ausfülle, leiste ich damit nicht mehr als mancher ergaunte Numismatiker je geleistet hat? Verdienen ich damit nicht auch diesen Titel?“

Herr Martinier dachte einige Minuten nach.

„Kommen Sie morgen abend wieder!“ sagte er schließlich. „Wir sprechen dann weiter über diese Sache. Aber bitte, verlieren Sie das unschätzbare Kleinod nicht!“

Am nächsten Abend bewilligte Herr Martinier mir die Hand seiner Tochter. Der heißbegehrte Sou ging definitiv in seinen Besitz über und wurde der Gegenstand einer gelehrten Abhandlung: „Ueber die Scheidemünze unter Philipp August vor und nach der Schlacht bei Bouvines“, eine Abhandlung, welche ihm sechs Monate später die akademischen Palmen eintrug.

Schon lange vorher hatte ich Amalie geheiratet und quittierte den Staatsdienst, um der Sekretär meines Schwiegervaters zu werden. Der gute Mann hat nie an der Echtheit seines Philipp August gezweifelt, hat nie erfahren, welch' raffiniertem Schwindel ich mein Lebensglück verdante.

### Kleines feuilleton.

st. Schwäbische Redensarten. — Einem früheren Tübingen Professor wird nachgelagt, er habe eine Vorlesung über Aesthetik gewöhnlich mit dem Satz begonnen: „Das Größte, Schönste und Erhabenste in der Aesthetik und der Kunst der Plastik ist die Brauchtauglichkeit der mediterränen Venus.“ Tatsächlich sind „ischt“, „bisch“ usw. in den obersten Schichten eingebürgert. Auch sonstige Eigentümlichkeiten des Dialekts und vollstimmliche Redensarten werden auch von den Gebildeten häufig gebraucht, so der schwäbische Superlativ „faumäßig“, zum Beispiel „das Kleid ist faumäßig schön“. Ein anderer Superlativ ist die Voranstellung des Wortes „Wivat“; ein Erzklump heißt „Wivatsklump“ oder „Wivatslez“, ein recht linkscher Mensch „Wivatsdadel“. Ein „Rauschebaufche“ bedeutet einen aufgeregten Draufgänger. Ein Kleinkindewagen heißt „Ehestandslokomotiv“. „Maurerskotelett“ bedeutet ordinären Wadsteinläs. „Dachhosenbraten“ und „Deichselhirscheleisch“ meint Ragenbraten und Pfefferfleisch, Jagd auf „Weiberhals“ Flogfang. Ein Frauenzimmer, die nur aus der Ferne schön erscheint, „Fernelet“. „Hintersehür“ bedeutet, etwas verkehrt anfassen. Von einem Trinker sagt man, er legt sein Geld auf der Wirtshaus an. Von jemand, der seine Sachen übermäßig herausstreicht, heißt es, seine Eier haben alle zwei Dotter. Prozenhochmut verspottet die Redensart: „eingebildet wie ein polierter Nachstuhl.“ Zu dem Spruch: „Alle Liebe rostet nicht“ wird oft hinzugefügt: „aber schimmelig wird sie“. Die vulgäre Aesthetik des Häßlichen behauptet: „Recht wußt ist auch schön.“ Von sensationellen Ereignissen heißt es öfters humoristisch: „Es ist auch schon mancher Nachtwächter bei Tag gestorben.“

### Theater.

Schillertheater O. „Weh dem, der lügt!“ Lustspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. — Daß dieses Grillparzerdrama bei seiner ersten Aufführung im Wiener Burgtheater eine Ablehnung erfuhr, ist nicht unverständlich. Der Titel mußte die Erwartungen auf falsche Spuren lenken. Er ließ am ehesten so etwas wie ein modernes Intriguenspiel, in dessen Mäxchen ein Lügenvirtuos, der das Gewebe angezettelt, sich schließlich selbst verfangt und humoristisch abgestraft wird, vermuten, während der Dichter uns in die Wälder des alten heidnischen Germaniens führt und mit behaglich phantastischer Laune die Abenteuer ausmalt, die der Rückenjunge Leon dort bei seinem Versuch, den als Geißel gefangen gehaltenen Neffen seines verehrten Bischofs zu befreien, erlebt. Und weiter, über diese Lust am Fabulieren tritt der Gedanke, auf den nach Grillparzers eigener Intention der Titel deutet, der Gedanke, von dem man also unwillkürlich annimmt, er solle das Einheit gebende, das zusammenhaltende Element des ganzen Werkes sein, auf weite Strecken völlig zurück. Die Anfangs- und Schlussszene, in der der ernsthaft fromme Bischof das: „Weh dem, der lügt“ zuerst mit feierlichem Nachdruck als absolutes, keine Ausnahme gestattendes Verbot verkündet, um dann dennoch den Befreier seines Neffen, der bekennen muß, daß es bei dem fähnen Unternehmen nicht ohne mancherlei betwungte Täuschung hergegangen sei, mit milder Nachsicht willkommen zu heißen, erscheinen als Umrahmung, die den leicht und lose hingeworfenen Bildern eine ihnen innerlich fremde Bedeutung geben soll. Indessen, wie es immer um die künstlerische Geschlossenheit der eigenartigen Dichtung bestellt sei, sie enthält dankbare Rollen und hat, in erster Reihe wohl hierauf gestützt, Jahrzehnte nach der ersten sehlgeschlagenen Aufführung die Bühnen sich erobert. — Die Darstellung im Schillertheater verdiente den warmen Beifall, mit dem das offenbar lebhaft interessierte Publikum sie aufnahm. Die schlichte Gabe und Seelenreinheit des Bischofs kam in dem Spiele Reimers ungebrochen zum Ausdruck. Gusti Weder war ein lebendes lustiges Germanenfräulein, wenn auch mit Ausnahme des Kostüms von etwas zweifelhafter Waldsprüchlichkeit, Pategg ein Graf Kattwald von überzeugender Gesäßigkeit, Heinz Vernecker in der Mischung von heiter grinsendem Idealismus und ungeschlachten Schlagadodromen ein ganz brillanter Bräutigam Galomir. Auch der ursprünglich jüngerliche Hohlkopf des Bischofsneffen Alalus erhielt durch Herrn Wiene eine amüsante Verkörperung. Sehr angenehm überraschte Herr Paeschke in der Hauptfigur als Rückenjunge Leon. Das Steife, das seinen Bewegungen sonst zuweilen anhaftete, war völlig verschwunden. Seinem frischen, flotten, in jeder Szene gleich lebendigen Spiele war der Erfolg mit in erster Reihe zu danken. — dt.

### Musik.

Romische Oper. Der Opernsport am Weidendammer Ufer der Spree entfaltet sich weiter, soweit er nicht schon sein Aeußerstes erreicht hat. Vorgestern (Donnerstag) gab es dort die Erstaufführung einer sogenannten Volksoper „Die schwarze Nina“. Text und Musik von Alfred Kaiser. (Verlag Rudhardt in Stuttgart, mit sorgsam ediertem Textbuch.) Der Text ist nicht viel anderes als eine Uebersetzung des Typus neuitalienischer „veristischer“ Opern mit ihren Eiferjuchten der Straße auf eine

„Keine süddeutsche Fabrikstadt“. Der Fabrikarbeiter Hans liebt die blonde Bürgerstochter Grete, nachdem er der schwarzen Nina, der verdienstlichen Tochter eines italienischen Wirtes, den Laufpaß gegeben. Da heßt sie nun aus Mache die Arbeiter zum Ausstand auf. Schließlich wendet sich deren Wut gegen ihn; aber nun wirft sie sich, ihn zu retten, dazwischen und empfängt selber den Todesstoß. Große Verzehrung und verhallender Kinderreigen: „s war einmal ein hübschönes Prinzchlein, lebte“ usw.

Die Musik gibt sich sehr secessionistisch, bemüht sich nicht ohne Erfolg nach Stimmung, versucht mit schwachen Kräften eine Nachzeichnung der dramatischen Einzelheiten, läßt den Versuch, Instrumentalfarben leuchten zu lassen, bleiben, fährt aber sehr aufgereggt hin und her. Einige mehr fröhliche Episoden scheinen zu zeigen, daß das Können des Komponisten anderswo liegt, als im tragischen Dunkel.

Wieder wurde im Ganzen trefflich gesungen und gespielt. Die hochdramatische Mezzosopranistin Frieda Feller gab die Titelrolle mit einer durchaus reifen Leistung. Darja Mischko hatte an der Grete eine undankbare Rolle, bewährte sich aber in ihr sehr achtungswürdig. Es tut uns leid, die Verdienste der übrigen Damen und Herren nicht mit Namen aufzählen zu können; wohl aber dürfen wir dem Tenor Julius Spielmann mehr Zurückhaltung im Verbrauch seiner noch immer mächtigen Stimme empfehlen.

Regie und Ausstattungskünste taten wieder mit hüpfenden Personen, fahlen Lichtern usw. so viel, daß diese Fülle der interessanten Künsteleien erst recht langweilig werden konnte. Erfolg: der typische. — sz.

### Kunst.

Der Charakter der Großen Berliner Kunst-Ausstellung, die heute eröffnet wird, enthält den entscheidenden Charakter durch die retrospektive Ausstellung, die beinahe die Hälfte der Säle füllt. Es wird jetzt fast schon ein bißchen zu viel in rückschauender Kunst geleistet. Fast jede Ausstellung, auch in anderen Städten, bringt historische Beiträge zur Kunstgeschichte der letzten Vergangenheit, und so häuft sich das Bildmaterial dermaßen, daß wir allmählich so etwas wie eine Wiederholung der Ausstellungen der letzten dreißig Jahre erleben. Immer wieder wird das Alte aufgewärmt, das somit dem Neuen den Platz wegnimmt. Mit der Jahrhundertausstellung hätte es genug sein können. Was danach kommt, erweckt den Anschein, als sollte die Vergangenheit benutzt werden, um der Gegenwart zu dienen. Immerhin sind manche schönen Stücke dort zu sehen, bei denen man gern verweilt.

Man merkt keinen erheblichen Unterschied, tritt man aus den alten Sälen in die neuen ein. Schon gleich der erste Saal, der Hohenzollernsaal, macht einen unangenehmen Eindruck. Man hat alte Gemälde größten Formats von Anton v. Werner hervorgeholt, und die Lücken füllen andere patriotische Bilder. Selbst Mayerheim hat mitgetan. Er hat sich an einem großen Reiterbild versucht, zu dem seine Kräfte nicht mehr ausreichten. Dann folgt die ganze Flucht der Säle, die verschiedenen Städten gehört, Düsseldorf, Dresden, Weimar, Frankfurt, Hamburg, Stuttgart. Man durchwandert diese Säle, ohne eine bemerkenswerte Anregung zu spüren. Erst eine genauere Betrachtung wird die einzelnen wenigen guten Bilder herausheben. Auch München zeigt sich in drei Sälen sehr ruhig, ja einförmig. Am lebhaftesten geht es wieder bei den Illustratoren zu. Gute Eindrücke empfängt man bei den Graphikern. Der Architektur, die sich immer selbständiger macht, sind mehrere Säle gewidmet. Das Kunstgewerbe tritt gegen das Vorjahr zurück. Dem Gesamtcharakter der Ausstellung, die dadurch monotoner wird, schadet das. Auch ist die Anordnung nicht so übersichtlich, wie im Vorjahre. — e. s.

### Notizen.

— Am 1. Mai beginnen wir mit dem Abdruck von Clara Viebig's neuem Roman: „Einer Mutter Sohn.“

— Ein Preisausschreiben erläßt die neugegründete schleswig-holsteinische Zeitschrift für Kunst und Literatur. Es wird die Bearbeitung der folgenden drei Themen gewünscht: 1. Das Drama in Schleswig-Holstein von Hebbel bis zur Gegenwart; 2. die Lyrik in Schleswig-Holstein von Claus Groth und Theodor Storm bis zur Gegenwart; 3. die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart. Der Umfang jeder Arbeit soll durchschnittlich 3000 Zeilen zu 15 Silben enthalten. Die Arbeit über das Drama kann kürzer gefaßt sein. Für die beste Arbeit ist je ein Preis von 500 Mark ausgesetzt. Einsendungen sind bis zum 1. Januar 1907 an die Redaktion der Zeitschrift, Altona, Arnoldstraße 6, zu richten.

— Im Kleinen Theater findet die Erstaufführung von Gunnar Heibergs „Tragödie der Liebe“ am nächsten Dienstag statt.

— Albert Pathy ist vom 1. September 1906 für fünf Jahre als Regisseur und Schauspieler an das Schauspielhaus engagiert worden.

— Maria Pospisil wird in der zweiten Hälfte des Juni im Berliner Theater eine Reihe klassischer Dramen mit eigenem Ensemble zur Aufführung bringen.

— „Ernst“, eine gesellschaftliche Satire von Oskar Wilde, fand bei der Erstaufführung im Dresdener Hoftheater Beifall.